

Am Gotthard [Schluss]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 2

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633761>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Im Ried“, Geburts- und Wohnhaus Paul Roberts.

Am Gotthard.

Von Ernst Zahn.

(Schluß.)

Stürmische, rastlose Jahre der Arbeit da oben in der Herberge am Gotthard! Wie endlos die Reihen derer, die Einkerer hielten! In langen Zügen kamen die Pilger aller Länder alljährlich gefahren, um zum heiligen Vater nach Rom zu ziehen. In langen Zügen wurden Soldaten von und nach ihren Dienstplätzen da vorbeigeführt, und aus langen Zügen jubelte das Volk der Schulkinder, die ihre Lehrerschaft zu den Wundern der Innereschweiz führte. Ich könnte erzählen, wie in aller Herrgottsfrühe viele Hunderte belegter Brote gerichtet, wie in mächtigen Kesseln heiße Suppe auf den Bahnsteig getragen und den Insassen der Züge verabreicht, wie in unzählige Säcke verpackt ganze kalte Mahlzeiten in die Wagenabteile gereicht wurden. Doch das Kulinarische gehört nicht hierher.

Ich will auch nicht die Fürstlichkeiten aufzählen, die in den Sälen des Bahnhofs empfangen und gespeist wurden. Ihre Zeit ist größtenteils vorbei, und der Krieg, der die Tafeln von Göschonen geleert und für immer entvölkert, hat größere Herrlichkeiten zerbrochen. Nicht der Könige im Reiche der Kunst und der Wissenschaft will ich gedenken, die im Laufe der Jahre dort vorbei zogen, noch von der Armut berichten, die zerlumpt, mittellos und hungrig aus einem nach der Grenze bestimmten Wagen stieg. Nur bei einzelnen Exemplaren, Sonderlingen des Reisepvolks will ich noch verweilen, etwa der vornehmen Dame, die vor der Mahlzeit zum Wirte trat, sich erkundigte, was denn hier Kinder zu bezahlen hätten, und als er nach dem Alter dieser Kinder fragte, ihm zwei recht hübsche, junge Damen von etwa 18 bis 20 Jahren vorstellte, oder bei jener Familie von fünf Personen, die sich den Preis eines Gedecks hatten nennen lassen und nun mitten im Gewinnumel der Mitreisenden an einem Plake die Mutter die Suppe, der

Vater den Fisch, zwei Töchter, eine sitzend, eine stehend, den Rindsbraten, der Sohn das Huhn verzehrten und zur Süßspeise sich alle fünf an diesem einen Gedeck versammelten, um den Gastgeber nicht allzu sehr auf seine Rechnung kommen zu lassen. Eines Tages saß unter den Gästen auch ein recht hablich aussehendes Ehepaar, er klein und zart, auch etwas kleinlaut wie mir schien, während die walfürthafte, weibliche Hälfte nach innen ebenso ihrer Ueberlegenheit bewußt schien, wie sie nach außen ein Modejournal neuester

Pariser Abstammung vorstellte. Man erkundigte sich beim Kellner nach den Preisen der Wagen, die hinter dem Bahnhof aufgestellt waren und nach Andermatt und den Bergpässen fuhren, und als die Mahlzeit vorüber war, begaben sich die beiden hinaus, um sich das passende Fuhrwerk zu wählen. Hin und her, auf und ab sah ich sie schreiten, die Dame wie eine unter allen Segeln rauschende Fregatte voran, der Gemahl trippelnd und unter Gepäck gebückt ihr folgend. Endlich, und nachdem sie mit vielen unterhandelt, blieb die Frau, etwas erregt schon, wie mir schien, vor einem Landauer stehen, dessen Kutscher ein rechter Sohn des Gebirgs, ein junger, blonder, breitschultriger Mensch von der langsamen Art jenes Landes war. Schon einmal hatte das Ehepaar kurz bei ihm verweilt. Wagen um Wagen waren inzwischen fortgefahren. Den Zurückgebliebenen blieb eine Fuhrre sicher, und so schien auch dem Blonden an der feilschenden Kundin nicht eben viel gelegen. Ich sah durchs Fenster ihrem Handel zu. Der Kutscher verlangte offensichtlich jetzt einen höhern Preis als er zuerst gefordert, und hierüber empörte sich die Französin, vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Ich sah sie heftig gestikulieren, hörte den Bergler plötzlich ein recht unhöfliches „ach, blas mir doch,“ durch die Zähne stoßen. Dann folgte ein Tumult, der so rasch sich entwickelte, daß man über seine Entstehung zuerst kaum klar war. Die beleidigte Frau, die aus den Manieren wohl mehr als aus den Worten des Kutschers seine Geringschätzung mochte entnommen haben, riß ihre lange Nadel aus dem großen Federhut und stürzte sich mit gezückter Waffe auf jenen, der im ersten Anprall zurücktaumelte und vor Ueberraschung einen Augenblick ganz dumm war. Er hatte die größte Mühe, den Stichen der Megäre zu entgehen. Dann aber aus seiner anfänglichen Betäubung erwachend, zog er mit weitem Armschwung aus und versetzte dem wütenden Weibe eine so gründliche Ohrfeige, daß der Federhut nach der einen und ein falscher Zopf nach der andern Seite flog. Ein Volk war inzwischen

zusammengelaufen, auch die hohe Polizei nicht fortgeblieben. Unter dem Gelächter der Zuschauer und dem mühselig zaghaften Beschwichtigungsversuchen des Eheherrn wurde von den Polizisten die streitbare Dame nach dem Wartesaal geführt. Von dort reiste bald nachher das Paar mit dem Bahnzug weiter. Die Lust an der Wagenfahrt schien ihm vergangen zu sein.

War an jenem Tage eine Art weiblicher Tiger unter den Reisenden des Gotthardzuges gewesen, so entschlüpfte ihm eines andern Tages ein männlicher Affe, aber ein wirkliches Tier von der Familie der Orang Utang. Er hatte unterwegs seinen Holzkäfig zernagt und, als ein Güterschaffner in Gößchenen die Tür seines Wagens öffnete, glitt ein mächtiger Schatten an ihm vorbei, und über den Bahnsteig eilte unter dem Halloh der Anwesenden das große Tier. Als hätte er menschliche Instinkte, schlüpfte er durch die offene Tür der Restauration 3. Klasse, deren Insassen im ersten Schrecken von ihren Stühlen sprangen, setzte zum Entsetzen der Büfettin mit einem Schwung auf die Marmorplatte des Büfetts, gab dort, schon scheu gemacht durch den Lärm der Umstehenden, seine Visitenkarte ab, entkam den Griffen einiger beherzten Männer, suchte durch ein Fenster das Freie wieder zu gewinnen und fand es gleich nachher wieder durch die Tür. Mit großen Sprüngen flüchtete er sich über die Gleise, verfolgt von einer bunten, jubelnden Menge von Männern, Frauen und Kindern, denen er plötzlich entschlüpfte, indem er sich in die weite Holzrahmung einer Weiche zwängte. Dort holten ihn zwei Eisenbahner hervor, indem sie dem beißenden Tier einen dicken Schaffnermantel überwarfen und brachten ihn in den Käfig zurück.

Bücher ließen sich schreiben von den Gästen des Gotthard, Bücher von den Erlebnissen derer, die dort wohnten. Ich könnte wohl auch von den Fährnissen sprechen, die die Weltbahn bedrohten und wie unermüdete Beamte sie verteidigten, von dem Vorfall berichten, wie zwei Güterzüge, die infolge falscher Weichenstellung auf daselbe Gleis gerieten, mit einer Handbreite noch zwischen den Puffern der beiden Lokomotiven zum stehen gebracht werden konnten, und wie es ein besonders unheimlicher Zwischenfall war, weil der eine Zug einen Transport von Raubtieren für Hagenbed führte. Ich könnte der Opfer gedenken, die der Bahnbetrieb forderte und sagen wie „heute rot, morgen tot“, nicht nur den Soldaten, sondern auch den Eisenbahnern gilt. Manch' einen sprach ich, den sie ein paar Minuten, eine Stunde, einen halbtage später tot aus dem großen Tunnel oder von den Bergen brachten. Ich könnte von denen erzählen, die an die Gleise stiegen oder in die Schrotten, von den Jägern, den Krustallsuchern, ihren todumlauerten Wegen, ihren Siegen und ihrem Untergang, wie sie den einen aus klaffender Spalte holten und wie die tosende Reuß einen andern gefaßt und niemals mehr hergegeben. Ich möchte wohl auch von all den Schönheiten künden, die das Bergland sein eigen nennt, nicht von jenen, die mit einem Stern im Reisehandbuch stehen, doch von tausend andern, die nur der findet, der ein Leben lang im Bereiche der Berge wohnt und sucht. Doch für heute sei es genug! Ich höre die Glocke meines Bergdorfs läuten, wie sie in weißer Winternacht zur Christmette rief, wunderbar die wohl-lautvolle Stimme schwingend durch die Einsamkeit. Ich sehe die Dörfler in langem schwarzem Zug und durch den mond-überglänzten Schnee zur Kirche auf dem Hügel steigen. Still schweigt die Reuß, die eisüberbogene, sonst ewig tosende. Still steht die Zeit. War es gestern erst, daß ich da lebte? Ich weide es nicht länger, damit die Seele nicht in Unvernunft falle, und Jugend erträume, da Jugend verging.

Den Müttern zum neuen Jahr.

Von R. H.-L.

Oft, wenn ich bei meinem Kinde wieder neue Unarten entdecke, wenn ich einsehen muß, daß ich meinem Mann gar

nicht die tapfere Gefährtin bin, die er verdiente; wenn ich inne werde, daß meine Gegenwart nicht imstande ist, Häßliches zu verhüten, Unwahrheiten unmöglich zu machen, wenn ich sehe, daß im Haushalt manches fehlt, was das Heim erst zu einem wahren „Daheim“ machen würde, dann kommt mir so recht zum Bewußtsein, daß junge Mädchen gar nicht ernst genug darauf hingewiesen werden können, welch' ungeheure Verantwortung sie auf sich nehmen, wenn sie in die Ehe treten. Wird doch so unendlich viel Unheil verursacht durch unerzogene Frauen, durch Mütter, die keine Selbstzucht kennen. Ich bin überzeugt davon, daß die meisten ungesunden Erscheinungen im öffentlichen Leben, daß fast alles Unlautere im Verkehr der Menschen untereinander auf den Mangel an guten Müttern zurückzuführen ist. Mütter sollen einfache, gerade Menschen sein, Menschen, denen jene Fröhlichkeit eigen ist, die einem zuteil wird, wenn man sein Glück darin sucht, andere Menschen glücklich zu machen. —

Nun habe ich aber auf meinem Wege so viele Mütter getroffen, die ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen sind und sich darum unglücklich fühlen, ohne zu wissen, worin ihr Unglück eigentlich besteht. —

Eine Mutter, es war eine an materiellen Gütern sehr reiche Frau, jammerte mir vor, wie furchtbar es sei, wenn man durch die Kinder immerzu daran gehindert werde, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Sie hätte eine so ausgedehnte Korrespondenz zu führen, Besuche zu machen, Besuche zu empfangen, Hausfeste zu arrangieren, sollte doch Konzert- und Theaterabonnement benutzen, Wohltätigkeitsveranstaltungen durch ihre Gegenwart unterstützen, Kinderfürsorgebestrebungen mitberaten usw. Von den zeitraubenden, aber durchaus notwendigen Besprechungen mit Schneiderin, Modistin, Coiffeuse wolle sie gar nicht reden. Da werde ich begreifen, welch' großes „Opfer“ sie bringe, wenn sie ihren zwei Buben jeden Tag eine volle Stunde widme. Ich werde auch verstehen, daß sie sich dann gern mit den Kindern amüsieren würde; ich solle also bitte dafür sorgen, daß ihr Benehmen während dieser Zeit nichts zu wünschen übrig lasse. Die Kinder hätten ja nebenbei Zeit genug, sich auszutoben. —

Eine andere Mutter fand, sie werde durch ihr Kind in der geistigen Entwicklung gehemmt. Ihre Lektüre werde immer unterbrochen, keinen Artikel könne sie ungestört zu Ende bringen, es sei ihr auch unmöglich, die so nötigen musikalischen Übungen regelmäßig durchzuführen. Ueberhaupt, jedwede geistige Konzentration sei ganz ausgeschlossen. Und es sei doch nicht zu verlangen, daß sie, anstatt durch ihre vielseitige Begabung die Umwelt zu befruchten, ihre Zeit einem Geschöpflein „opfern“, das ja vorläufig nur tierische Funktionen zu erfüllen imstande sei. Sie werde das Kind also in einem guten Kinderheim unterbringen.

An einem dritten Ort mußten die drei Kinder fast ihre ganze Jugendzeit auf auswärtigen Gymnasien, in Pensionaten verbringen, weil das Zusammenleben der Eltern in seiner „Harmonie“ gestört wurde, wenn die Kinder zu Hause weilten. Ich selbst war einmal zugegen bei einer jener furchtbaren Eifersuchtsszenen, die durch die Gegenwart der Kinder während der Ferien entfesselt wurde. Die Mutter behauptete, der Vater versuche, ihr die Kinder zu entfremden, der Vater stellte fest, daß im Gegenteil ihm die Kinder entzogen würden. — Dann habe ich wieder Familien getroffen, wo tatsächlich die Mutter alles aufbot, um die Kinder ganz auf ihrer Seite zu haben, um sich von ihnen als tief unglücklich, in der Ehe ganz unbefriedigt gebliebene Frau bemitleiden zu lassen. Die Kinder wurden immer wieder auf des Vaters Untugenden aufmerksam gemacht; seine Vorzüge aber wurden totgeschwiegen. Gewöhnlich kam dann noch dazu, daß die Kinder der Mutter helfen mußten, dem Vater alles zu verheimlichen, was sein Mißfallen hätte erregen können. Als Gegendienst täuschte dann natürlich die Mutter den Vater über die Fehler seiner Kinder weg, erfüllte ihnen alle Wünsche und war so ihren Spröcklingen auf Gnade und